



Glaubenssachen

1. Weihnachtstag, 25. Dezember 2022, 08.40 Uhr

Weihnachten
Mehr als eine Zeitenwende
Von Christoph Störmer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Allem Anfang wohnt ein Zauber inne. Das behauptet jedenfalls Hermann Hesse in seinem bekannten Stufen-Gedicht. Ob er dabei auch an Weihnachten gedacht hat? Alle Jahre wieder erinnert uns dieses Fest an einen besonderen Anfang. Tatsächlich vermag die Geburtsgeschichte, wie sie der Evangelist Lukas überliefert, zu verzaubern. Sie klingt für viele Ohren heimatlich vertraut: „Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie fanden sonst keinen Raum in der Herberge.“ Angesichts des offenen Himmels und der himmlischen Heerscharen über den Feldern von Bethlehem und im Licht unserer traditionellen weihnachtlichen Ausschmückungen bekommt diese Szene etwas Anheimelndes, Bergendes, Tröstliches.

Ein Kind, geboren in einer Notunterkunft, auf der Straße, auf der Flucht, in einem Luftschutzkeller – ein Schicksal, dass quer durch die Menschheitsgeschichte bis heute Millionen erleiden – an Weihnachten feiern wir es, als könnte es nichts Schöneres geben: Eine Geburt, die allen widrigen Umständen zum Trotz unter einem guten Stern steht, die Himmel und Erde bewegt und nicht nur Engelszungen löst zu einem großen Jubel: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren.“

Und so machen sich zu diesem Ereignis in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden nicht nur die Hirten auf den Weg, die des Nachts ihre Herde hüteten, um die Geschichte zu sehen, die da geschehen ist. Noch heute nehmen Menschen rund um den Globus weite Reisen auf sich, um an den Ort der Geburt, zu den Eltern oder Kindern und Enkeln zu reisen. Sie besuchen Gottesdienste, um Krippenspiele und leuchtende Kinderaugen zu sehen und die mitreißenden Choräle zu hören und mitzusingen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Allem Anfang wohnt ein Zauber inne? Manche können es nicht mehr hören. Sie nehmen Reißaus vor einem Fest, das an einen Anfang erinnert, der keinesfalls zauberhaft war. Für Unzählige ist die Reise zu den Anfängen, in die eigene Kindheit, ein Horror und die Wiederkehr alter Traumata. Weihnachten reißt alte Wunden auf. Marie Luise Kaschnitz erzählt von einem Jungen, der zufällig in einer alten Schachtel einen silbernen Stern findet: „Was ist das?“ Die alleinerziehende Mutter will die Frage abschütteln: „Etwas von früher.“ Doch ihr Sohn lässt nicht locker. Er hört „Weihnachtsstern“ und „Baum in der Wohnstube“ und „kleiner Jesus in seiner Krippe“ und will mehr wissen. Die Mutter schaltet den Fernseher an. Doch das Kind will nicht die Marspiloten sehen, sondern wissen, „was mit dem kleinen Sowieso war. - Es war, sagt die Mutter unwillkürlich, zur Zeit des Kaisers Augustus...“

Aber dann erschrickt sie und wird still. „Sollte das alles noch einmal von vorne anfangen, zuerst die Hoffnung und die Liebe und dann die Gleichgültigkeit und die Angst?“ Nein! Die Mutter lockt das Kind zu einem Spiel: Es darf den alten, unansehnlichen Stern in den Müllschlucker des Hochhauses fallen lassen. Lachend wirft es den Stern in die Röhre. Die Mutter hat sich längst abgewandt, doch das Kind steht noch immer über den Müllschlucker gebeugt: „Ich sehe ihn immer noch, flüsterte es, er glitzert, er ist immer noch da.“

So ist das wohl mit Weihnachten. Es ist immer noch da. Man kommt, so oder so, nicht daran vorbei. Alle Jahre wieder kommt das Christuskind. Und unser Blick wird zurück gelenkt - in eine dunkle, verwirrende, geheimnisvolle Kindheit. Wir begegnen einer Wiege, der eigenen und der des Christentums - beides kennen wir nur vom Hörensagen.

Dabei geht es um Faszinosum und Tremendum zugleich, um das, was auch Religion ausmacht: Da sind Anziehungskräfte, die faszinieren und Sehnsucht wecken. Und Fliehkräfte, die uns erschauern lassen oder erschrecken. Für den Philosophen Ernst Bloch gibt es in der Welt einen Wärmestrom, der auch gespeist wird von dem, was am Anfang aufleuchtet wie ein Leitstern, der in eine bessere Zukunft weist. Für mich hat der Schlusssatz seines zentralen Werks „Das Prinzip Hoffnung“ eine weihnachtliche Konnotation: „Hat der Mensch sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“.

Versuchen wir ein Zwischenfazit: Ein Blick zu den Anfängen könnte lohnend sein und neue Türen aufstoßen. Ich will Sie deshalb gern mitnehmen auf die Reise zu der Zeitenwende, die unsere Welt noch immer einteilt in ein davor und danach. Auch im Jahr 2022 unserer Zeitrechnung, also: nach Christus, sind die Schätze, von denen an der Krippe gesungen wird, nicht gehoben.

Zunächst einmal haftet der Wende zurück in die Kindheit, die verlorene, in die Heimat, die verlorene, in die Frömmigkeit, die abhanden gekommene, nichts Nostalgisches an. Früher war nicht alles besser. Wer sich am Stallgeruch einer Idylle von Vater Mutter Kind und Ochs und Esel wärmen will, wacht schnell auf im Albtraum eines Flüchtlingschicksals unserer Tage.

Immerhin, das könnte ein erster Ertrag dieser alljährlich zelebrierten Rückwärtswende sein: Angesichts eines Neugeborenen werden wir inne, wie verletzlich, wie angewiesen wir alle sind. Ohne Beistand und Solidarität, ohne Mitgefühl, Liebe und Fürsorge kommt kein Menschenkind auf die Füße. Weihnachten, das Gabenfest, könnte die empathischen Begabungen in uns stärken, uns sympathischer machen und freundlicher stimmen. Kein Raum in der Herberge? Nicht doch! Wie klein mein persönlicher Beitrag auch sein mag: ich kann etwas tun, um diese Welt zu einem wirtlicheren und wärmeren Ort zu machen. Und sei es mit einer Spende, die in allen Kirchen an den Weihnachtsfeiertagen gesammelt wird.

Weihnachten, die Hinwendung zu einer Geburt, hat noch eine tiefere Dimension. Gemeinhin leben wir nach vorne. In ernsteren Stunden, und das sind gelegentlich ja auch die Tage zwischen den Jahren, wird uns, je älter wir werden, unsere Hinfälligkeit und Fragilität bewusst. Wie sehr man auch dagegen ankämpfen mag: Wir sind Vorübergehende, wir sind Sterbliche. Dem Tod können wir nicht ausweichen, so sehr wir ihn verstecken oder verdrängen. Dagegen gleicht die Reise nach Bethlehem einem Sprung in einen Jungbrunnen. Überraschenderweise ist es die jüdische Philosophin Hannah Arendt, die uns auf diese Spur setzt. Anlässlich einer Aufführung von Händels Messias schrieb sie 1952:

„Was für ein Werk! Das Hallelujah liegt mir noch im Ohr und in den Gliedern. Mir wurde zum erstenmal klar, wie großartig das: Es ist uns ein Kind geboren, ist.“

Und in ihrem „Denktagebuch“ schreibt sie weiter:

„Die tiefe Wahrheit dieses Teils der Christuslegende: Aller Anfang ist heil, um des Anfangs willen, um dieses Heiles willen, hat Gott den Menschen in die Welt hineingeschaffen. Jede neue Geburt ist wie die Garantie des Heiles in der Welt.“

Für Hannah Arendt ist nicht der Ausblick auf den Tod, sondern der Blick auf die Geburt die Quelle jedes wirklichen Handelns.

„Das Wunder, das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht und von dem Verderben rettet, ist ... die Tatsache der Natalität, das Geborene. ... Das ‚Wunder‘ besteht darin, dass überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geboreneins. ... Dass man in der Welt Vertrauen haben und dass man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtoratorien die ‚frohe Botschaft‘ verkünden: ‚Uns ist ein Kind geboren‘.“

Jede Geburt hat für Hannah Arendt etwas Göttliches. Als einziges Geschöpf wurde der Mensch Gott zum Bilde geschaffen und demnach mit einem entsprechenden Vermögen zum Beginnen begabt, urteilt sie.

„Weil jeder Mensch aufgrund des Geboreneins ein initium, ein Anfang und Neuankömmling in dieser Welt ist, können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen“.

Die weihnachtliche Zeitenwende lässt uns von Sterblichen – mit Hannah Arendt gesprochen – zu „Gebürtlichen“ werden. Wenn das keine Revolution ist! Weihnachten als heilsame Unterbrechung in einer Welt, die täglich mit Todes-Nachrichten überflutet wird. Weihnachten als Reset-Taste. Alles auf Anfang. Denn wir sind mit einem Vermögen zum Beginnen begabt.

Der zeitgenössische Philosoph Peter Sloterdijk toppt diese Aussage, wenn er dem Christentum eine „akrobatische Revolution“ bescheinigt. Unsere Welt sei geprägt vom Glauben an die Vormacht der tödlichen Unterbrechung, schreibt er in seinem Werk „Du musst dein Leben ändern“. Mit dem *salto vitale* des Auferstandenen werde dieser Glaube gesprengt. Statt Todessprung neuer Aufbruch ins Leben. Das ist die Quintessenz des Ostergeschehens wie die Botschaft der Heiligen Nacht.

Die weihnachtliche Zeitenwende enthält auch eine politische Provokation. Lukas verortet sein Evangelium in einer Welt, die vom römischen Imperium beherrscht wird. Dessen Statthalter halten mit ihrem Militär noch die kleinste Provinz in Schach. „Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging ...“

Dieser Pax Romana, dem auf Unterwerfung gegründeten Frieden, wird auf subversive Weise der Kampf angesagt. Und zwar draußen, bei den kleinen Leuten, den Tagelöhnern, den Hirten in Bethlehem. Was immer man unter den himmlischen Heerscharen verstehen mag, die Gott die Ehre geben und einen Frieden auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens verkünden – diese etwas andere Friedensbotschaft macht die Mächtigen in den Metropolen nervös. Das führt sogar, wie der Evangelist Matthäus zu berichten weiß, zum Kindermord von Bethlehem – potentielle Herausforderer der bestehenden Machtverhältnisse werden präventiv getötet. Nur durch Flucht nach Ägypten konnte sich die „heilige Familie“ diesem Massaker entziehen. Wer weiß: Vielleicht war der Medizinstudent Georg Büchner inspiriert von der Weihnachtsbotschaft, als er es im Frühjahr 1834 wagte in seiner Flugschrift „Der Hessische Landbote“ mit der Parole „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“, die Unterdrückung des einfachen Volkes anzuprangern. Der Evangelist Lukas kommt keineswegs unpolitisch daher. Im ersten Kapitel seines Evangeliums, also vor der uns so vertrauten Weihnachtserzählung, legt er der schwangeren Maria diese Worte in den Mund:

„Gott übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.“

Mit diesem „Magnifikat“ wird Maria zur Protagonistin einer Zeitenwende. Lukas stellt sie bewusst in die Tradition des jüdischen Volkes und der Mirjam aus dem 2. Buch Mose. Wir erinnern uns: Moses droht mit dem Auszug aus der Sklaverei am Schilfmeer zu scheitern. Doch bevor das ägyptische Militär vernichtend zuschlagen kann, wird es von den anrollenden Wasserfluten verschlungen. Darauf nimmt Mirjam, die Schwester von Moses und Aaron, „eine Pauke in ihre Hand und alle Frauen folgen ihr nach mit Pauken im Reigen. Und Mirjam singt ihnen vor: Lasst uns dem HERRN singen, denn er hat eine herrliche Tat getan, Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt.“ (2. Mose 15, 20f.) Die Bibelwissenschaft hält diesen Vers für das älteste Credo des Volkes Israel. In ihm liegt eine Befreiungstheologie begründet, von der auch die neutestamentliche Maria inspiriert ist.

Noch eine weitere Zeitenwende wird mit Weihnachten eingeläutet: das Ende des Patriarchats, der Männerherrschaft. Das mag plakativ klingen. Doch was die Bibel dazu sagt, das hat Charme und Chuzpe. Nicht länger definiert sich eine Frau über den Mann. Diesem wird eine neue Rolle zugewiesen – in die er einwilligt. Das wird uns auf berührende Weise erzählt. Zugleich wächst Maria über sich hinaus.

Bei Matthäus lesen wir, dass Josef wegen der ungeklärten Schwangerschaft – er jedenfalls ist nicht der Vater – seine Verlobte still und ohne Skandal verlassen will. Doch im Traum erscheint ihm ein Engel. Auf dessen Stimme hört er – und nimmt die zukünftige Vaterrolle an. Er bleibt sensibel, empfänglich für die Botschaften aus dem Unbewussten. Ein weiterer Traum kurz nach der Geburt lässt ihn mit Frau und Kind vor den Schächern des Herodes fliehen. Die Kunstgeschichte zeichnet Josef als einen wachen und zärtlichen Adoptivvater. Während er Mutter und Kind bekocht, wird Maria oft lesend dargestellt. Diese macht eine unglaubliche Karriere von einem

schüchternen Mädchen zu einer mutigen, redegewandten Powerfrau. Wenn man das bereits zitierte Magnifikat liest oder in einer der zahlreichen Vertonungen hört, kann man ins Staunen kommen:

*„Meine Seele erhebt den HERRN
und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes,
denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“*

So beginnt ihre Rede, an deren Ende die Herrschaftsverhältnisse umgestürzt werden, die Hungrigen mit Gütern gefüllt und die Reichen leer ausgehen. Ist es nicht eine großartige Vorstellung, dass die Menschenseele gleichsam eine Hebebühne für Gott ist? Was muss passieren, damit ich sagen kann: Meine Seele erhebt Gott und freut sich, denn dieser Gott sieht mich an mit Sympathie!? Maria weiß sich aus dem Staub erhoben, aus der Niedrigkeit, aus der Erniedrigung, der sie als schwangeres, noch nicht verheiratetes Mädchen damals ohne Zweifel ausgesetzt war. Manche feministische Bibelauslegung mutmaßt gar, dass Maria das Opfer einer Vergewaltigung war. Wie auch immer es zu dieser Schwangerschaft kam: Was zählt ist, dass sie, die später als Gottesmutter titulierte, in sich einen Gott erlebt, der sie mit Freude anschaut und groß macht, und den auch sie groß macht. Magnifikat. Meine Seele erhebt den HERRN.

Schlussendlich kann man Weihnachten als einen Versuch deuten, der Theodizee-Frage eine neue Wendung zu geben. Bis heute fragen sich Menschen, ob gläubig oder nicht: Wie kann Gott – wenn es ihn denn gibt – all das Böse zulassen, was in der Welt geschieht. Die Bibel ist noch radikaler, da hat die Frage einen Adressaten: Warum tust du, Gott, mir das an? Für das Insistieren auf einer Antwort steht Hiob. Dessen Freunde halten das zunehmend für blasphemisch und beginnen, Gott zu verteidigen. Doch Hiob lässt sich nicht einschüchtern. Weil für ihn all das Unglück, das ihn ereilt, kein blindes, anonymes Schicksal ist, sondern Gottes Werk, fordert er Rechenschaft. Am Ende des Buches bleibt Gott eine Antwort schuldig. Mit großem Getöse demonstriert er zwar seine Allmacht, doch an der hat Hiob nie gezweifelt. Er gibt auf – streut Asche auf sein Haupt: Ja, im Vergleich zu Gott ist er ein Wurm, das weiß er. Doch der Stachel seines Widerspruchs bleibt. In der Zwiesprache mit Gott schleudert er diesem trotzig entgegen: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“

In dem 1998 erschienenen Buch „Gott. Eine Biographie“ macht der amerikanische Schriftsteller Jack Miles eine interessante Beobachtung: Die wörtliche Rede Gottes verstummt nach dem Hiob-Buch. Für den Autor bedeutet das: Hiob hat moralisch gesiegt. Gott zieht sich zurück. Im Aufbau des Tanach, der hebräischen Bibel, wird nach dem Buch Hiob von Gott tatsächlich nur noch in der dritten Person geredet, als wisse man von ihm nur noch vom Hörensagen.

Die einzige Möglichkeit, wieder mit dem Menschen ins Gespräch zu kommen, ist, sich selber einem Hiob-Schicksal zu stellen – so die These des Autors Jack Miles in einem Jesus-Buch, das ein paar Jahre später auf den Markt kam. Und damit sind wir wieder bei Weihnachten. Im Theologen-Jargon geht es bei der Geburt Jesu um die Inkarnation. Gott inkarniert, er wird Mensch und liefert sich von der Krippe bis zum Kreuz mensch-

licher Willkür und Gewalt aus. „Er äußert sich all seiner G'walt, wird niedrig und gering, nimmt an sich eines Knechts Gestalt – der Schöpfer aller Ding“, heißt es in einem Weihnachtslied.

Dieser Seitenwechsel Gottes ist bestürzend und müsste alle theologische Rede auf den Kopf bzw. auf neue Füße stellen. Kurt Marti, der Schweizer Pfarrer und Dichter, hat das in einem seiner Gedichte knapp auf den Punkt gebracht: „Damals / als Gott / im Schrei der Geburt / die Gottesbilder zerschlug / und / zwischen Marias Schenkeln / runzlig / rot das Kind lag“.

Schade, dass aus Weihnachten bislang keine Revision des christlichen Credo erfolgt ist. Sonntag für Sonntag wird in den Kirchen gesprochen: „Ich glaube an Gott, den Allmächtigen“. Müsste es nicht im gleichen Atemzug heißen: „Ich glaube an Gott, den Ohnmächtigen, geboren in einem Stall, der menschlichen Willkür ausgeliefert“?

Damit ist die Frage nach dem Bösen in der Welt noch nicht aufgelöst: Doch zumindest steht Gott seit Weihnachten nicht mehr teilnahmslos draußen. Er hat sich verbunden mit dem Menschen. Ein neues Band, ein neuer Bund. Da ist ein Gott, der Anteil nimmt am menschlichen Schicksal und Anteil gibt an dem seinen. Ist das ein Trost?

Die „Einwohnung“ Gottes, von der die hebräische Bibel im Jesaja-Buch schreibt, lässt im Menschen eine Präsenz, eine göttliche Gegenwart aufleuchten, die das Judentum bis heute Schechina nennt.

Weihnachten erinnert daran: Gott will im Menschen wohnen, in ihm geboren, von ihm ausgetragen werden. Johannes Scheffler, der am 25. Dezember 1624 in Breslau geborene und getaufte Arzt und Mystiker formulierte es so: Wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in dir, so wärest du auf ewig noch verloren.

* * *

Zum Autor:

Christoph Störmer, Theologe und Diplom-Pädagoge; von 2002 bis 2015 Hauptpastor an Hamburgs ältester Hauptkirche St. Petri